

ARI SHAVIT

## Als Soldat im Lager Ansar 2 in Gaza

**D**ie Gegend ist herrlich: nur wenige hundert Meter zum Mittelmeer. Der Strand ist sauber, keine Industrie, keine Kommerzialisierung. Wenn morgens um sechs die Fischerboote hinausfahren, ist es fast wie 1950 in Griechenland. Westlich vom Zaun dehnt sich eine ländliche Idylle, ein bißchen orientalisches, das Mittelmeer vergangener Zeiten. Eine wohlthuende Brise weht um deinen Wachturm.

Sie weht weiter ostwärts durch die Zäune, in die Zelte. Sie belebt den Geist der gefangenen Palästinenser, den Geist der jüdischen Wächter und der drusischen Befrager. Und die Wachposten auf den Türmen vergessen aufzupassen und blicken hinaus auf das wechselnde Farbenspiel des Wassers. Die Gefangenen sind früh aufgestanden, sie gehen zur Latrine, stellen sich auf die Zehenspitzen und drängen sich am einzigen Fenster. Von dort kann man das Mittelmeer sehen. Eines Tages werden sie einen Staat haben, und die Gemeindeverwaltung wird das Land verpachten an ein internationales Unternehmen, und die angenehme Brise wird die Gesichter der Gäste des 'Gaza Beach Club Med.' kühlen.

Eines Tages, wenn Frieden sein wird, werden Israelis hier ihren Kurzurlaub verbringen, zehn Kilometer von Ashkelon. Sie werden Sangria trinken und Samba und Lambada tanzen. Sie werden palästinensische Stickereien kaufen. Aber bis jetzt ist kein Frieden. Deshalb wird der Morgentransport zusammengestellt: Lange Reihen von Gefangenen in blauen Uniformen werden hinter den Stacheldrahtrollen entlanggeführt, die Mündung der M 16 im Genick, von einem Käfig (stockade) zum nächsten. Und es sind meine Kollegen, die sie führen. Jüdische Soldaten. Im blaßblauen Licht des frühen Aprilmorgens halten sie ihre Maschinengewehre vor der Brust und befehlen den Gefangenen stehenzubleiben, weiterzugehen, stehenzubleiben... Und in der frischen Brise, die vom Meer herkommt, zeigen sie den Gefangenen, wie sie ihre Hände vor den Körper halten sollen. Ein junger Berufssoldat geht zwischen ihnen durch und legt ihnen Handschellen an.

Das „Gaza Beach Detention Facility“ (Gaza Strand Gefangenenlager), besser bekannt als Ansar 2, ist anscheinend das beste und zivilisierteste der seit Beginn der Intifada eingerichteten Gefangenenlager. Nach allem, was ich gehört habe, sind Ketziot (Ansar 3) und Fara' wesentlich schlimmer. Nur das Megiddo-Gefängnis heißt es, kann es an Menschlichkeit mit diesem hier aufnehmen.

Bis zum Ausbruch der Intifada gab es hier nur eine kleine Anzahl von zum Teil gefährlichen Sicherheitshäftlingen. Seit 1988 sind hier über 1.000 Gefangene. Die meisten von ihnen warten auf ihren Prozeß. Sie sind Friedensstörer, Steinwerfer, Mitglieder illegaler Organisationen. Ein beträchtlicher Teil der Häftlinge sind Halbwüchsige. Aber auch Kinder sind darunter. Man kann sie unschwer an ihrer Körpergröße erkennen. Im Gaza Beach Detention Facility gibt es ein paar Teile einschließlich der dazugehörigen Gehege, die vom Shabac (Sicherheitsdienst) und von der israelischen Polizei für Verhöre genutzt werden. In jedem Gehege gibt es ca. zwölf alte müffige Armeezelte. In jedem Zelt sind 20 bis 30 Häftlinge untergebracht. Auf dem Höhepunkt der Intifada waren es 50 bis 60 Gefangene pro Zelt. Zur Zeit ist es etwas besser, und die Situation wird als normal bezeichnet.

Jeder dieser Käfige im Gaza Beach Detention Facility ist von einem Zaun umgeben, den Stacheldrahtrollen krönen. Auf der anderen Seite des Zaunes ist ein schmaler Pfad, auf dem die Wachposten auf und ab gehen, dann kommt noch ein Zaun, eine Art improvisierte Mauer aus zementgefüllten Fässern. Da die Wachposten zwischen den Zäunen gehen, kommt einem unweigerlich der Gedanke, daß in diesem Lager nicht ganz klar ist, wer denn nun die Häftlinge und wer die Bewacher sind. Auch der Gedanke taucht auf, daß dieses ganze Lager eine riesige Metapher ist — die einen umrunden die anderen, und die anderen die einen, und in Wirklichkeit sind alle rundum bewacht. Aber die Metapher wird sicher mißverstanden. Sie muß deshalb verworfen werden.

Das Lager hat zwölf Wachtürme. Manche Sol-

daten sind schockiert von der Ähnlichkeit dieser Türme mit anderen, von denen sie in ihrer Kindheit gehört hatten. Allerdings ist dieser Schock rein emotional und entbehrt jeder sachlichen Grundlage. Die Wachtürme der 30er Jahre in Europa waren alle aus schwerem europäischen Holz gebaut. Die Türme im Gaza Beach Detention Facility bestehen aus leichtem israelischem Metall, hergestellt in Tiberias. Die Türme sind mit Suchscheinwerfern ausgestattet. Aber diese werden kaum benutzt, denn das Lager ist nachts sowieso von einem starken gelben Licht hell erleuchtet. Manchmal wird das Licht morgens nicht richtig ausgeschaltet, und hunderte von Lampen brennen den ganzen Tag.

Es gibt im Lager eine Kantine, ein PX, Duschen, Latrinen. Leider läßt die Sauberheit der Latrinen für die Soldaten zu wünschen übrig, obwohl sie täglich drei- bis viermal von den Gefangenen saubergemacht werden. Im Zeltlager der Reservisten gibt es ein Büro und einen Operationsraum. Und zwei Küchen, getrennt durch einen Wandschirm: Hier die Küche für die Bewacher, dort die Küche für die Gefangenen. Manchmal, wenn in der Küche der Bewacher der Kaffee ausgeht, bitten sie die Arbeiter in der Küche der Häftlinge, ihnen zwei oder drei Pakete des faden Kaffees rüberzureichen. Auch der Sanitätsraum wird geteilt. Mal muß der Arzt die Augeninfektion eines Reservisten behandeln, mal muß er zusammenflicken, was der Übereifer eines Befragers mit den Gliedern eines Verdächtigen angerichtet hat. Schließlich muß alles seine Ordnung haben.

Das Gaza Beach Detention Facility wird vorschriftsmäßig genau nach den Regeln geführt. Alles hat seine Ordnung. Man kann sagen — und das ohne jeden Sarkasmus — der Leiter des Lagers und sein Vertreter sind ganz in Ordnung. Unter den gegebenen Umständen tun sie, was sie können.

Entsprechend ihren Anordnungen erhalten die Gefangenen jede Menge Essen und Zigaretten. Auch haben die Gefangenen eine gewisse Autonomie. Sie betreuen ihre eigene Küche und ihre Unterkünfte. Die Kommunikation zwischen der Lagerleitung und den Sprechern der Gefangenen ermöglicht ein relativ reibungsloses Funktionieren. Über zwei Jahre sind vergangen, seit sich dieser ungewöhnliche Zwi-

schenschfall ereignete: Ein Offizier erschoss einen Gefangenen, der versucht hatte, ihn anzugreifen, und er schoß auch noch weiter, als der Gefangene auf dem Boden lag.

Jeden Freitag werden gewissenhaft Familienbesuche arrangiert. In einem Zelt dürfen Rechtsanwälte mit ihren Klienten sprechen. Das Zelt wurde speziell dafür errichtet. Auch das Rote Kreuz besucht das Lager regelmäßig. Aber trotzdem: Die leicht widerlegbare ungerechtfertigte Analogie liegt dauernd in der Luft. Und hier in diesem Lager ist das nicht linke Übertreibung oder journalistische Demagogie: Der Vergleich liegt nicht nur in der Luft. Es sind Worte, die die Soldaten selbst benutzen, auf eine fast banale Art und Weise. Wenn A. im Flügel, wo die Verhöre stattfinden, zum Wachdienst geht, sagt er: „Ich muß gehen, ich komme sonst zu spät zur Inquisition“. Wenn R. eine Gruppe von Gefangenen vorbeigehen sieht, vor der Mündung der M-16 eines Kameraden, sagt er nüchtern: „Siehst du, die Aktion hat bereits angefangen“. Und N., ein energischer und unsentimentaler Likud-Anhänger, beschwert sich bei jedem, der ihm zuhört, daß dieser Ort hier aussieht wie ein Konzentrationslager.

Auch ich bin nicht anders. Wenn ich den jungen Mann aus dem Käfig No. 1 dem jungen Mann in Käfig No. 2 über den Zaun zurufen höre, er solle ihm das Bild seiner Tochter zeigen, ist die Assoziation da. Und wenn der Jugendliche, der gerade erst festgenommen wurde, auf meine Anweisungen mit einer Mischung aus Angst und stillem Stolz wartet, ist die Assoziation wieder da. Und wenn ich nur meine Umgebung betrachte, Menschen in Gehegen, Menschen in Käfigen, dann ist die Assoziation von ganz alleine da. Und wie ein Gläubiger, dessen Glaube am Zerschlagen ist, erwische ich mich dabei, wie ich im Geist Argumente aufzähle, Unterschiede. Dort, das war kein Konflikt zwischen Völkern, sage ich mir. Die Deutschen waren überhaupt nicht in Gefahr usw. usw.

Bis ich mich wieder fasse und erkenne, das Problem ist nicht die Ähnlichkeit — niemand glaubt ernsthaft, daß es eine wirkliche Ähnlichkeit gibt. Das Problem besteht darin, daß es nicht genug Unterschiede gibt.

Die Unterschiede sind nicht drastisch genug,

um die bösen Stimmen, die vieldeutigen Blicke ein für alle Mal zum Schweigen zu bringen. Vielleicht liegt die Schuld in den Festnahmen durch den Shabac (israelischer Sicherheitsdienst). Fast jeden Abend, nachdem in den Verhören ein paar Jugendliche zerbrochen sind, schickt der Shabac den Fallschirmjägern in der Stadt oder den Grenztruppen eine Liste von Freunden der Jugendlichen. Und dann sieht man in der Nacht die Jeeps losfahren in die Stadt mit der Ausgangssperre, um die Menschen festzunehmen, die die Sicherheit des Staates gefährden. Und dann siehst du sie zurückkommen, mit 15-, 16-jährigen Kindern. Ihre Zähne klappern. Ihre Augen sind weit aufgerissen. In nicht wenigen Fällen sind sie bereits gefesselt und geschlagen worden. Sogar S., der in den besetzten Gebieten eine Fabrik besitzt, kann es nicht fassen. „Sind wir so weit gekommen?“, fragt er, „sind wir so weit gekommen, daß der Shabac bereits Jagd auf Kinder macht?“ Und die Soldaten versammeln sich vor dem „Empfangsraum“, um sie anzusehen. Um zuzusehen, wie sie sich ausziehen, wie sie dastehen in der Unterwäsche, wie sie zittern vor Angst. Und manchmal geben sie ihnen noch einen Tritt, bevor sie ihre Gefängnis Kleidung angezogen haben. Manchmal reicht es ihnen auch, sie zu beschimpfen.

Vielleicht liegt die Schuld auch beim Arzt, wenn er mitten in der Nacht geweckt wird, um sich um einen der Festgenommenen zu kümmern, um einen gefesselten, barfüßigen Jungen, der aussieht, als ob er epileptische Anfälle hätte, der behauptet, sie hätten ihn soeben geschlagen, auf den Rücken, in den Magen, auf die Brust, der am ganzen Körper blaue Flecken hat. Wenn dieser Arzt den Jungen anschreit, laut und wütend: „Wenn du bloß krepieren würdest...“, wenn er sich dann zu dir umdreht und brüllt: „Wenn sie bloß alle miteinander verrekken würden!“ Ein jüdischer Arzt in der Uniform der israelischen Streitkräfte.

Oder vielleicht sind auch diese Schreie schuld. Vielleicht liegt es daran. Denn manchmal, wenn du nach dem Dienst vor deinem Zelt zur Dusche gehst, hörst du entsetzliche Schreie. Du gehst vorbei in Shorts und Badesandalen, ein Handtuch über der Schulter, das Waschzeug in der Hand, und hinter der Blechwand des Befragungsgebäudes hörst du Schreie,

daß dir die Haare zu Berge stehen. Ich meine das wörtlich: sie lassen dir die Haare zu Berge stehen. Und du, hast du nicht den B'Tselem-Bericht gelesen? Du weißt, daß es in Gaza z.B. kein „Closet“ (wandschrankartige Befragungszelle) gibt. Und du fragst dich: Wenn das stimmt, was geht dann vor dort drüben, fünf Meter von dir entfernt? Wird da jemand in „Bananenstellung“ gefesselt? Oder einfach verprügelt? Du weißt es nicht. Aber du weißt, daß es von diesem Augenblick an mit deiner Ruhe aus ist. Denn 50 Meter von dem Bett entfernt, in dem du zu schlafen versuchst, acht Meter vom Speisesaal, wo du zu essen versuchst, sind lebendige Menschen, die schreien.

Und sie schreien, weil andere Menschen, die die gleiche Uniform tragen wie du, sie zum Schreien bringen. Sie schreien, weil dein Staat — jüdisch, demokratisch — sie systematisch sorgfältig und völlig legal zum Schreien bringt. Reg dich nicht auf, sagst du zu dir selbst. Verrenn dich nicht. Zieh keine voreiligen Schlüsse. Jeder Staat hat schließlich seine dunklen Keller, seine muffigen Latrinen. Es ist dein Pech, daß du so genau gehört hast, wie das klingt... Reg dich nicht auf, sagst du dir. Aber die Schreie werden lauter. Und du weißt, in dem, was du da gerade versuchst dir vorzumachen, ist keine Spur von Wahrheit. In diesem Befragungsblock werden weder gefährliche Spione befragt noch Terroristen, die das Büro des Premierministers in die Luft sprengen wollen. (Nur einer von 25 Verdächtigen wird des Mordes beschuldigt, des Mordes an einem Kollaborateur). In den Befragungsblöcken in den besetzten Gebieten werden pro Jahr nicht ein oder zwei Dutzend Agenten verhört, sondern tausende politischer Gefangener. In diesen Lagern befinden sich an jedem beliebigen Tag 14.000 Menschen, das ist fast ein Prozent der Bevölkerung in den besetzten Gebieten. Was hier passiert, um dich herum, das ist kein schmutziges aber notwendiges Geschäft, begrenzt, genau, durchgeführt vom Geheimdienst, es ist die Unterdrückung eines Volksaufstands. Was hier um dich herum passiert, das bedeutet, daß unsere gesamte (jüdische/d. Übers.) Bevölkerung — Bankangestellte, Versicherungskaufleute, Elektronikingenieure, Techniker, Ladenbesitzer, Studenten — als Gefängniswärter rekrutiert wird für

ihre gesamte (palästinensische/d. Übers.) Bevölkerung — Straßenbauer, Gipser, Labor-techniker, Journalisten, Priester, Studenten.

Es gibt nichts Vergleichbares in der ganzen sogenannten normalen heutigen Welt. Und du machst mit. Du bist Kollaborateur, Helfer. Und wenn jetzt die Schreie schwächer werden, wenn sie zu einem Wimmern, zu einem Weinen werden, dann weißt du, von diesem Augenblick an wird nichts mehr so sein wie zuvor. Weil ein Mensch, der die Schreie eines anderen hört, bereits ein anderer ist. Ob er etwas dagegen tut oder nicht.

Und auf einmal ist es nicht mehr das „Laß mich in Ruhe, ich habe nichts gewußt“, die Ausrede, die so dünn geworden ist in diesen dreieinhalb Jahren der Intifada. Auf einmal heißt es: „Laß mich in Ruhe, ich habe nichts gehört“. Und du hörst es. Auch wenn du dir die Ohren verstopfst, du hörst es immer noch.

Und du siehst dich um, und du verstehst nicht. Klar, die meisten Menschen reagieren mit Schock, wenn sie an diesen Ort kommen, wenn sie diese Menschen sehen, eingesperrt in Käfigen. Die meisten sind irritiert, wenn sie zum ersten Mal die Schreie hören. Aber nur zwei von sechzig weigern sich, im Befragungsblock Dienst zu machen. Nur vier oder fünf scheinen darunter zu leiden. Die meisten gewöhnen sich schnell daran. Und nach einem oder zwei Tagen im Lager sind die eingesperrten Menschen hinter dem Stacheldraht ein ganz normaler Anblick. Der Befragungsblock gehört zur Routine. Als wäre das der Lauf der Welt. Die moralischen Zweifel, die am Anfang hier und da durchgesickert sind, werden bald durch alltägliche Intrigen ersetzt, wer darf heim in der Woche, wer an Feiertagen. Die Banalität des militärischen Alltags ist stärker als alle Zweifel, Assoziationen oder Schuldgefühle. Das Leben dreht sich um die Anrufe daheim, das Exerziergelände, die kalten Getränke im PX, den Dienstplan, Heimaturlaub, die Parkas, die nicht ins Kleiderlager gebracht wurden.

Letzten Endes ist das hier eine ganz normale Militärbasis, und der einzige Unterschied ist, daß der Auftrag nicht lautet, Soldaten auszublenden oder eine Grenze zu bewachen, sondern Teenager einzusperren, Männer mit Säcken über dem Kopf antreten zu lassen. Und ich rechne mal, schnell, ungefähr und ungenau.

Ich schätze, daß einige hundert Reservisten jährlich in diesem Gefangenenlager Dienst tun. Das bedeutet, daß insgesamt mindestens einige tausend Reservisten jährlich in diesen Lagern Dienst tun. Das bedeutet, daß in den dreieinhalb Jahren der Intifada tausende israelischer Bürger in Uniform hinter diesen Zäunen Dienst taten und die Schreie hörten, die Teenager sahen, wie sie herumgeführt wurden. Und das Land blieb ruhig, es ging uns gut. Und der Direktor des Shabac (Sicherheitsdienstes) geht essen in gepflegten Restaurants. Und der ehrwürdige Richter Landau (Leiter einer Kommission, die die Tätigkeit des Shabac untersuchte), erhielt den Israel-Preis. Und der ehrwürdige Richter Landau versäumte nicht, ein wenig auf dem Klavier zu klimpern. Und der Herr Justizminister ging des Abends heim zu seinen Kindern und seiner Familie in der schönen Ben Maimon Straße. Und der Herr Gesundheitsminister sprach in amerikanischem Englisch über unsere gerechte Sache. Und der Herr Polizeiminister perfektioniert sein Lächeln. Und niemand hat ihnen Tonbandaufzeichnungen der Schreie vorgelegt. Zehntausend (wenn nicht fünfzehn- oder zwanzigtausend) haben gewissenhaft ihre Pflicht getan. Sie öffneten die schwere Eisentür der Isolierzelle und schlossen sie. Aus allernächster Nähe sahen sie Menschen, die sich vor Angst in die Hosen schissen und pißten. Und nicht ein einziger sagte: Das darf nicht sein. Und nicht ein einziger setzte sich vor das Büro des Premierministers und begann einen Hungerstreik.

Und obwohl man es nicht vergleichen kann, wirklich nicht vergleichen kann, fängst du an, die anderen Wachsoldaten zu verstehen, die anderswo standen und andere Menschen beaufsichtigten hinter Zäunen. Die anderen Wachsoldaten, die andere Schreie hörten, und auch nichts hörten. In den meisten Fällen wissen die Täter gar nicht, daß ihre Tat unrecht ist. Die Täter des Schreckens wissen fast nie, daß sie Täter des Schreckens sind. Sie tun nur ihre Pflicht. Und im Grunde wollen sie nichts anderes, als so schnell wie möglich wieder nach Hause. Keinen Vorschuß mehr bezahlen auf die Einkommensteuer. Und während sie an ihr Zuhause denken, an ihre Frauen und die Vorauszahlung für die Einkommensteuer, hält ihre

Hand unbewegt die Waffe, ihr Blick ist auf den Zaun gerichtet, oder auf die Tür.

Wenn wir morgens um 1.30 Uhr antreten, dann schaue ich mir die Gesichter an, unsere unordentlichen Reihen. Sind wir so etwas wie das Böse? Torhüter der Unterdrückung? Sind wir Söldner? Nein, nein. Insgesamt gesehen wollen wir ja gar nicht hier sein. Diese Arbeit gefällt uns nicht. Dieses Geschäft ist nicht das unsere. Wenn wir so dastehen — ein unausgeschlafener Halbkreis, ein bißchen hoffnungslos, ein bißchen erbärmlich, mit unseren schäbigen Gürteln, mit Mänteln, die nicht warm genug sind — fällt es schwer, uns die Schuld zu geben. Auch wir sind — auf unsere Weise — Opfer.

Aber so einfach ist es nicht. Denn eines Nachts zum Beispiel kam G. hereingestürmt. Er hatte einen ganz bestimmten Sadisten beobachtet, eine Ausnahme in unseren Reihen, ein klinischer Fall. Als er hereinstürzte und sagte, das sei schlimmer als Südafrika — er selbst war Verwaltungsgefangener in Südafrika gewesen —, da meinten ein paar der Kameraden, wir müßten G. zum Schweigen bringen. Sie meinten, wir sollten den Sicherheitsdienst (Shabac) informieren. Der Shabac würde bestimmt eine Möglichkeit finden, G. vom Sprechen abzuhalten.

Und wenn dann die Formation auseinandergeht, steige ich auf meinen Turm, den Turm Nr. 6, und ich erkenne, daß das Problem in der Aufteilung der Arbeit des Bösen liegt. Eine Aufteilung, die es möglich macht, daß dieses Böse hier geschieht, ohne daß, wie es scheint, irgendwelche bösertige Menschen hier sind. Diejenigen, die Likud wählen, sind nicht bösertig. Auch die Minister, die in der Regierung sitzen, sind nicht bösertig. Sie stoßen ihre Fäuste nicht in Kinderbäuche. Auch der Stabschef ist nicht bösertig. Er führt aus, was die gewählte Regierung ihm aufträgt. Und auch der Chef des Gefangenenlagers ist alles andere als bösertig. Und wenn man das alles zusammenzählt, dann machen auch die Befragten nur ihre Arbeit. Und ohne sie wäre es unmöglich, die besetzten Gebiete zu kontrollieren.

Auch die Aufseher sind im allgemeinen nicht bösertig. Und trotzdem: Auf überraschende Art produzieren diese keineswegs bösen Menschen zusammen ein durch und durch böses

Ergebnis. Schlimmer noch: Denn das Böse ist immer schlimmer als die Summe seiner Teile, schlimmer als die Summe seiner Vollstrecker. Vom Wachturm aus kann ich die Stadt sehen hinter den Zäunen. Eine mediterrane Stadt, Gaza mit Namen. Ohne Hoffnung auf Besserung. In dieser Stadt leben Menschen, deren Häuser wir wegnehmen. Und als ob das nicht genug wäre, besetzten wir auch noch ihre Zufluchtstätten. Und wir besetzten nicht nur ihren Unterschlupf, wir machten sie auch zu einem ausgebeuteten Subproletariat. Wir beuten sie nicht nur aus. Wenn sie es wagten, ihre Freiheit zu fordern, steckten wir sie hinter Stacheldraht und Wachtürme. Trotz unseres ordentlichen Aussehens, ungeschminkt sind wir das Böse. Aber dieses Böse in uns ist sozusagen verkleidet. Es ist raffiniert. Das heißt, es ist etwas Böses, das offensichtlich von ganz alleine passiert. Etwas Übles ohne Übeltäter. Für das niemand verantwortlich ist.

Jeder Ort hat einen Namen. Und der Name dieses Ortes, das weißt du, bestimmt den Namen deines Landes. Vom Namen dieses Ortes ist auch die Rolle abgeleitet, die du spielst.

Wie war doch der korrekte Name? Klar, das ist kein Gefängnis, auch kein Arbeitslager, es ist auch kein Kriegsgefangenenlager. Ist es ein Konzentrationslager? Nein, eigentlich nicht. Ganz sicher nicht. Und du suchst Vergleiche. Du brauchst einen Anker, einen Zusammenhang, einen Rahmen. Du brauchst sozusagen einen Kran, der dich hinaushebt, über diesen Vorhang aus Unsicherheit, der dir hilft, deine Position zu bestimmen. Das heißt: Wenn ich kein Israeli, kein Jude wäre, wie würde ich mich sehen? Wie würde ich über mich urteilen? Und je mehr Einzelheiten du entdeckst, unterschiedliche Ecken dieses ganz normalen Lagers, umso mehr hast du das Bedürfnis zu vergleichen. Du weißt, dies ist ein Ort, der den Vergleich braucht. Ein Ort, der dringend, verzweifelt den Vergleich braucht. Nein, nicht mit den Ereignissen in Mitteleuropa zwischen 1939 und 1945.

Dann vielleicht mit dem Stasi (der ostdeutschen Geheimpolizei)? Vielleicht sind diese Wagen, die unsere prächtigen Jungen hierher bringen, nicht wesentlich anders als die Skodas oder Wolgas dieses Regime? Vielleicht sind diese eifrigen Investigatoren, die sich hier

neben dir beim Essen über die Schmerzen ihrer Gefangenen lustig machen, gar nicht so verschieden von Natan Sharanskys Untersuchern, den Gefängniswärtern von Nelson Mandela? in Gaza gibt es keine Entschuldigung. Dort sind weder die Gräber der Patriarchen, noch strategische Höhenzüge. Dort gibt es auch keine Trinkwasservorräte für Tel Aviv. Deshalb ist unser Allgemeiner Sicherheitsdienst (das ist der volle Name des Shabac) hier eine Geheimpolizei. Unsere Lager sind verbesserte, weiterentwickelte Gulags. Unsere Soldaten sind Gefangenenaufseher, unsere Befrager müssen physischen Druck ausüben. Denn in Gaza ist alles scharf und glatt. Und es gibt kein Entkommen.

Ich denke: Wenn jemand hier eine versteckte Kamera hereinschmuggeln würde. Wenn Robert Capa noch leben und hierherkommen würde, um seine Fotostudie von Israel zu vollenden. Wenn Claude Lanzmann hier einen Film drehen würde: Ein gelangweilter Soldat sitzt, Sonnenblumenkerne kauend, unter dem scheinbar harmlosen Schild: Stockade 1 (Käfig Nr. 1). Ein hübscher hebräischer Junge aus einem Vorort von Tel Aviv, über der Schulter ein Bündel Handschellen. Dann die 41 Gefangenen, die wir in der engen dreckigen Gemeinschaftszelle im Verwaltungsgebäude von Gaza zusammenpferchen. Und weil sie keinen Platz haben, um sich zu bewegen, und weil sie vom Morgen bis zum Nachmittag so dicht beisammenstehen müssen, werden sie immer enger gegen die Stäbe der Tür gedrückt und schnappen nach Luft. Und weil die Tür so schmal ist, brechen ein paar von ihnen zusammen, und ein paar kriechen zwischen den Beinen der anderen herum, und sieben oder acht der Jungen, die sich an die Stangen klammern, stehen da — unabsichtlich, unbewußt — wie ein lebendes Denkmal, wie ein Protestplakat. Dann eine lebhafte Diskussion über die Vor- und Nachteile des Subaru Legacy. Zehn Meter entfernt liegt ein junger Mann, mit einer offenen Kopfwunde von Schlägen mit dem Gewehrkolben. Erst kürzlich hatte der Legacy Probleme mit der Schaltung. Zehn Meter entfernt der junge Mann, dessen Hände sich flehend und verzweifelt durch die Luft bewegen. Und das Weiße dort, sind das Schädelknochen oder ist es das Gehirn?

Dann der hübsche kleine Innenhof im Befragungsgebäude. Ein bißchen Gras, Stühle. Am Mast eine israelische Fahne. Die Kameraden sitzen da und spielen Backgammon. Hinter ihnen, auf der anderen Seite der Tür, ein Wimmern. „Magst du noch Kaffee? Komm, trink noch was. Mein Gott, ist das langweilig hier.“ Ich stelle mir vor, was passieren würde, wenn man eines Tages von israelischen Bürgern verlangen würde, diese stinkenden Räume zu besuchen. Die Isolationszellen. Die Befragungsgebäude. Nein, nicht wie 1945, als die Deutschen sich die Leichen derer ansehen mußten, die ausgerottet worden waren. Eher so wie 1989, als die Deutschen die Einrichtungen des Stasi besichtigten. Ich überlege mir, was passieren würde, wenn unsere Honeckers eines Tages aufgefordert würden, in allen Einzelheiten zu berichten, was sie wußten und was sie nicht wußten. Wenn das israelische Fernsehen ein Programm ausstrahlen würde, nur ein einziges Programm über das, was in Gaza wirklich passiert. Was würde geschehen?, frage ich mich, was würde geschehen, wenn wir eines Tages gezwungen würden, uns den Unflat ganz genau anzusehen, mit dessen Hilfe der Shabac, die Grenzpolizei und die Armee der israelischen Regierung den Spielraum verschaffte, den sie braucht, um ihr Handeln ohne Druck abwägen zu können. Was würde geschehen, wenn die undurchlässige Mauer, die uns in zwei Teile spaltet, zusammenbrechen würde, die Mauer zwischen jüdischer Scheinheiligkeit und jüdischer Grausamkeit. Natürlich ist in allem, was hier geschrieben steht, eine gewisse Voreingenommenheit. Genauso wie in jedem Zeitungsartikel. In jeder Fotografie. In jeder Beobachtung von außen. Wenn du die Dinge von innen betrachtest, verstehst du die innere Logik dieses Ortes. Du siehst die Notwendigkeit, aus der er entstanden ist. Du gewöhnst dich dran, an das „So schlimm ist es ja auch wieder nicht“, an das „Aber was können wir denn machen?“. Und du zählst die ganze Latte der Selbstrechtfertigungen auf. Die mildernden Umstände. (Wir sind auch Flüchtlinge, oder Kinder von Flüchtlingen. Und die Messerstechereien von Baqa, und die von Kiriat Yovel; und wenn wir nicht stark sind. Und wir müssen für einen langen Kampf gerüstet sein und ohne den Shabac

könnten wir so nicht leben. Und wie lange kannst du dich mit einem moralischen Dilemma herumschlagen. Und Beschlüsse werden hier demokratisch gefaßt, auch wenn sie dir nicht passen. Und haben wir denn eine andere Wahl? Welche Möglichkeiten haben wir denn sonst?) Und du zählst sämtliche Pufferargumente auf, die uns helfen, die Dinge von innen zu sehen. Die uns in verzwickten Situationen einlullen. Aber in Gaza siehst du, daß das alles falsch ist. Da sind Dinge, die man nicht von innen betrachten darf. Weil eben auch Yehuda Meir seine Ansichten von innen hatte. Und auch Danny Pinto. Und Kahane. Und bei jenen anderen Zäunen standen deutsche Soldaten, die auch ihre Ansichten von innen hatten. Aber es gibt eben Orte und Situationen, die darf man nicht von innen betrachten, auch nicht aus dem Knäuel ihrer Komplexität heraus. Es gibt Orte und es gibt Situationen, für welche die korrekte Perspektive die allgemeine, die absolute ist.

Es ist nicht mehr möglich zu fragen, wie das gute Israelis gerne tun, ob das die Art und Weise ist, in der wir erzogen wurden. Denn nach 40 Monaten Intifada, nach dem Libanonkrieg, müßte die Antwort wohl ja lauten. Es würde sich zeigen, daß wir tatsächlich so erzogen wurden. Sonst wäre es kaum zu verstehen, daß hier alles so glatt und ordentlich funktioniert. Wie eine derart erfolgreiche Gratwanderung möglich ist zwischen geschriebenem Gesetz und Interpretation. Sonst wäre es kaum zu verstehen, weshalb die verborgenen Widersprüche dieses Ortes keine Explosion auslö-

sen. Es wäre kaum zu verstehen, was ein Mensch wie ich hier macht, an einem Ort, an welchem ein Befehl von mir verlangt, einem Rechtsanwalt zu verbieten, einem 18jährigen Gefangenen Bilder seiner neugeborenen Tochter zu bringen. Sie könnten eine verborgene Botschaft der Hamas (eine radikale muslimische Widerstandsorganisation/d. Übers.) enthalten. Das Gesicht des Mädchens könnte die Sicherheit des Staates untergraben. Langsam komme ich zu dem Schluß, daß wir genau dazu erzogen wurden. Das erinnert mich an bestimmte Passagen aus „The Birth of the Palestinian Refugee Problem“ (Die Geburt des palästinensischen Flüchtlingsproblems) von Yigal Elam. Und ich verstehe, daß es kein Zufall ist, daß ich hier bin in Gaza. Das ist kein dummer Zufall, es ist da, wozu wir erzogen wurden: Eines Tages wird die Vertreibung aus Lod und Ramle gutgeheißen werden, und am Tag danach werden die Protestgedichte von Alterman an alle Armee-Einheiten geschickt. Die Mörder von Kufr Quassem werden vor Gericht gestellt, aber ihre Vorgesetzten nur mit einer agora (der kleinsten israelischen Münze) bestraft. Yehuda Meir wird verurteilt (weil er Soldaten befohlen hat, die Knochen von Palästinensern zu brechen), wird aber keinen einzigen Tag im Gefängnis verbringen. So sieht unsere großartige Dialektik aus. Das ist unsere weise Gerechtigkeit. Das ist das System — das raffinierte System —, das sich in unserem Chaos verbirgt. Das ist die Art und Weise, wie wir es schaffen, nicht zu sehen, was aus uns wird.